

Felix Salten an Arthur Schnitzler, [9. 11. 1903]

Montag Abds

Lieber, wenn ein Werk von einem gutwilligen, unbeeinflussten Hörer seine Wirkung verfehlt, das muß das Werk daran irgendwie schuld sein. So habe ich immer gedacht, und so denke ich auch heute. Da ich nun annehme, dass Sie meinem Feuilleton ein gutwilliger, unbeeinflusster Leser waren, so ist einfach mein Feuilleton mißlungen. Es kann offenbar nicht anders sein.

Das Entscheidende ist mir: Sie fühlen sich verletzt, und: Sie haben durch mein Reigen-Fuilleton eine bittere Stunde gehabt. Ich werde in meiner Antwort, (die Sie doch erwarten?) auf nichts anderes Bedacht nehmen, als auf diese beiden Umstände. Denn es war nicht meine Absicht, Sie zu verletzen, und das Feuilleton wurde nicht geschrieben, um die Stunde, in der Sie es lesen, zu einer bitteren zu machen. Ganz im Gegentheil, wie Sie mir hoffentlich glauben.

Wenn meine Arbeit trotzdem auf Sie gewirkt hat, dann ist eben »das« nicht herausgekommen, was ich herausbringen wollte. Nachdem ich seit gestern diese Sache ernsthaft überlegt habe, nachdem ich alle Empfindlichkeiten, die sich regen wollten, und alle sonstigen Unterstimmen zum Schweigen gebracht habe, bin ich zu diesem Resultat gelangt. Ich sehe heute zwar selbst noch nicht genau, wo der Fehler stecken mag, aber ich zweifle nicht, dass ein Fehler an meiner Arbeit vorhanden ist; ich will daran nicht zweifeln, und ich muß nun versuchen, das Feuilleton zu erklären, außerdem aber auf eine Beschuldigung, die Sie gegen mich erheben, antworten. Zwei schwere und mißliche Dinge.

Zuerst also die Beschuldigung, ich hätte mündlich, und bisher auch öffentlich-kritisch eine andere Meinung über Sie zum Ausdruck gebracht, als die in meinem Reigen-Fuilleton niedergelegte. Das sei unaufrichtig, und habe Sie verletzt.

Darauf ließe sich erwidern, dass ich jetzt sehr wol eine andere Meinung haben könnte, ohne dass eine Unaufrichtigkeit mir deshalb vorzuwerfen wäre. Es kommt ja, wenn man seine alten, gewohnten Urtheile über einen Künstler nach Jahren wieder einmal versammelt <sup>^vor^</sup>, dass die eine oder die andere der früheren Meinungen einem inzwischen davongelaufen ist, sich nicht mehr einstellen will, indessen andere, neue Anschauungen sich plötzlich einfinden. So entstünde dann in den konzentrierten kritischen Arbeiten ein verändertes Gesamtbild, und man dürfte deswegen von einer Unaufrichtigkeit noch nicht sprechen. Bei mir ist aber nicht einmal das zutreffend. Was ich im »R.-F.« schrieb, habe ich seit Jahren gedacht, und Ihnen mein Denken nicht vorenthalten. Sie müssen sich erinnern, wie oft ich Ihnen sagte, dass der Anatol jetzt anders auf mich wirke, als vor 12 Jahren, und Sie müssen sich erinnern, dass ich bei diesem Thema: Anatol, Märchen ec. einmal (es war in der Frankgaße) so heftig im Ausdruck wurde, dass wir Beide darüber ins Lachen geriethen. Sie müssen sich ferner erinnern, dass ich

Ihnen in unseren häufigen Gesprächen über die »Beatrice« sagte, es müsse nun etwas anderes kommen. Ich rechnete, mit Ihrer Zustimmung, die Beatrice als den Abschluß Ihrer Anatol-Epoche, fand, dass auch der vorher geschriebene »Grüne Kakadu« ein erstes Anzeichen für die neue Entwicklung sei, besprach mit Ihnen die Rückfälligkeit der »Gefährtin« und dass nach meinem Gefühl der »Paracelsus« mißlungen sei.

Am 16. Dez. 1900 schrieb ich dann in der »W<sup>f</sup> Allg. Ztg.« über die Beatrice: »Und demnach kann auch der »Schl. d. B.« nach der eingangs erwähnten Formel declinirt werden: »Schnitzler – Vorstadt – süßes Mädcl«. Derganze Ideenkreis, der Anatol und seine Mädchen, der die Christine der Liebelei, der alle die kleinen und großen Dialoge, Novellen und Stücke Schnitzlers erfüllt, erfüllt auch dieses Drama. Anatol, der ästhetisirende Liebhaber, bezaubert von der unbewußten Grazie eines Vorstadtmädels, melancholisch durch Eifersucht auf Vergangenheit und Gegenwart, nachdenklich über die Rätsel des Liebesverkehrs, und manchmal im Chambre Separée summarisch: »So ist das Leben«, – Filippo Loschi trägt seine Züge.« Und weiter: »Beatrice, das Vorstadtmädcl, süß natürlich, sehr süß, hinreißend in ihrer inneren Naivetät, berauschend in ihrer stets bereiten Weiblichkeit, und sie geht den Weg des Vorstadtmädcl...«

Dieses Feuilleton haben Sie damals in einem sicherlich übertriebenen Lob »ein Meisterwerk« genannt. Immerhin, ich durfte glauben, dass Sie mir Recht geben, durfte es umso mehr, als ich ja nur geschrieben hatte, was ich so oft mündlich zu Ihnen geäußert habe.

Heute schreiben Sie mir, Sie müßten es »bei mir lesen, dass Ihnen erst mit der Beatrice eine einigermaßen neue Verklärung der alten Figur gelungen ist!«

Nein, Lieber, das haben Sie bei mir nicht gelesen. Ich schrieb: »Dem oft variierten süßen Mädcl gab er in der Beatrice endgiltige Gestalt; rückte den von ihm geschaffenen Typus ins Erhabene!!!«

Sie werden im Ernst nicht behaupten können, das heiße auf Deutsch: »Damit ist Ihnen eine einigermaßen neue Verklärung gelungen!« Das heißt, was es sagt, »rückte den Typus ins Erhabene, gab endgiltige Gestalt.« Ich bitte Sie den Unterschied zwischen dem, was Sie mir vorwerfen, was Sie aus meinen Zeilen herauslesen, und zwischen dem, was ich geschrieben habe, zu beachten.

Das süße Mädcl ist nun einmal ein Typus. Man bedient sich des Wortes in der Literatur, wie im Leben, zur kurzen Verständigung, um eine bestimmte Gattung rasch zu bezeichnen. Es gibt garnicht viele Dichter, die einen Typus geschaffen, die eine neue Gestalt im Leben sichtbar gemacht und die Literatur mit ihr bereichert haben. Muß ich das hier wirklich anführen, um zu erklären, dass es keinen Vorwurf bedeutet, Ihnen vom süßen Mädcl zu sprechen? Bahr hat geschrieben: Schnitzler ist ein Virtuos – auf einer Seite. Und Herzl und Goldmann schrieben, Schnitzler kann nichts als das süße Mädcl. Nichts davon steht in meinem Feuilleton, wie nichts davon in meinem Urtheil über Sie zu finden ist, nicht im Geschriebenen und nicht im Mündlichen. Hätte ich geschrieben: Schnitzler kommt vom süßen Mädcl nicht los, dann hätte ich mich der Einkastelung schuldig gemacht. Aber ich habe geschrieben: »gab endgiltige Gestalt, rückte den

Typus ins Erhabene und entledigte sich. « Erlauben Sie, dass ich auf diesen Unterschied aufmerksam mache. Ich schrieb: »In diesem Werke nahm er Abschied von dem Vorstadtmotiv[«]!!!! Damit glaubte ich, das Kastel, in das andere sie sperren möchten, zerschlagen zu haben und glaube es noch immer.

Es bleiben noch die Worte: »niedliche und langwierige Gefährtin der Dichterjungend.« Nicht im Entferntesten fiel es mir ein, darin könne etwas Kränkendes für Sie liegen. Es ist in meiner Art, mich so weit als möglich in den anderen zu versetzen, wenn ich schreibe, und da mag ich über das süße Mädel ein ungeduldigeres Wort gesagt haben. Es thut mir leid. Sachlich war es nicht falsch, der anderen Frauengestalten dabei nicht zu gedenken. Diese spielen in Ihrem Schaffen bis zum Reigen und zur Beatrice keine so wichtige Rolle, dass man sie auf in einer geradlinigen und knappen Auseinandersetzung Ihres Entwicklungsganges hätte anbringen müssen.

Es bliebe noch: Goldschmiedearbeit, Kleinkunst. Ich erkläre ausdrücklich, dass ich es bedaure, diese Worte angewendet zu haben, bedaure, weil sie eine von mir nicht geahnte und nicht beabsichtigte Wirkung auf Sie hervorbrachten. Trotzdem, ich kann sie verantworten. Der Absatz beginnt: »Schnitzler hatte noch andere Eigenschaften, ec.« »hatte«. Darin liegt einfach alles. Ich nenne Sie keinen Goldschmied, ich sage nicht, Sie sind ein Kleinkünstler. Ich beziehe diese beiden Worte wie aus dem F. hervorgeht[,], nur auf Ihre Anfänge, nur auf den Anatol, als auf das Werk, auf dem Ihr Ruhm wie auf einem Quader ruht. Diese Basis kann sich in späteren Zeiten durch Umwertung verschieben. Historisch wird man sie aber doch belassen müssen. Und gleich nachdem die beiden ominösen Worte gesagt sind, kommt: »Dann aber fand er die Handgriffe zu einem stärkeren Material, zu einer höheren Plastik!« Heißt das, Sie zu einem Goldschmied stempeln? Dann kommt: »Umfassendere Kräfte werden in ihm frei, großzügiger und weniger zierlich.« Heisst das, Sie sind ein Kleinkünstler?

Es bliebe noch: »Er darf nicht wiederkommen. So nicht!« Lieber, das habe ich Ihnen oft gesagt, das ist meine Überzeugung, und es ist meine Überzeugung, dass Sie »ein neuer Rausch« umfassen wird. Sie umschreiben das mit den bitteren Worten, »dass ich noch Besseres von Ihnen zu erwarten scheine«. Besseres wol auch, aber noch wichtiger ist: Anderes! Zu diesem Anderen rechne ich die »letzten Masken.« Rechne ich nicht die »Literatur« und nur halb die Frau mit dem Dolch, deren geniale Erfindung mich so sehr in meinem Glauben an Ihre Wandlung bestärkte, dass meine Abneigung gegen Schwarzkopf akut wurde, als er von einem »Tric« sprach. Ich zweifle nicht, dass dieser ehrliche Mann, wenn er die Gelegenheit gehabt hätte, auch geschrieben hätte, es sei »ein Tric«. Und ich zweifle nicht, dass Sie das geschriebene ebenso ruhig angenommen hätten wie Sie das gesprochene Strohwort hingenommen haben. Gegen mich aber regen sich bei Ihnen so heftige Stimmen des Misstrauens, weil ich auf einem höheren Niveau und mit größeren Maßstäben ~~\*\*\*\*\*~~, die Linie Ihres Schaffens ziehe.

Ich sinne vergebens darüber nach, wie es mir passiren konnte, von Ihnen so arg missverstanden zu werden. Und da ich mich zu der Annahme, dass Sie mir

irgendwie gereizt und beeinflußt, oder mißtrauisch gegenüber stehen nicht entschließen kann, komme ich immer wieder zu dem Resultat; es muß an meinem Feuilleton irgendwie und irgendwo ein Fehler stecken.

130 Nur deshalb möchte ich Ihnen noch zu bedenken geben, was Sie offenbar ganz übersehen haben. Dieses Reigen-Feuilleton erschien in der Absicht, Ihnen und Ihrem Buch zu Hilfe zu kommen. Es erschien in der Verbotswuche, und unter dem Widerstand aller Faktoren. Erinnern Sie sich, dass Ihr eigener Schwager erklärt hat (was er heute wieder beim Prof. Singer that) »über so eine Schweinerei schreibt man nicht.« [«] Diese Worte waren die Parole in allen Wiener Redactionen und niemand konnte dagegen an, diese Worte wurden ins breiteste Publicum getragen und es sollte überall heißen, »der Reigen ist kein Kunstwerk sondern eine Pornographie.« [«] Da ist es mir eine Freude gewesen, dass ich das Selbstverständliche und ganz Unverdienstliche aussprechen durfte: der R. ist ein Kunstwerk! Dass ich durch die Nebeneinanderstellung mit dem Anatol zeigen konnte, warum er es ist. Hätte ich, wie ich ohne Mühe und wie ich es lieber gethan haben würde, meine Pfeifen höher gestimmt, dann würde ich Niemanden überzeugt haben, und ich hätte dem Buch nur geschadet, weil alle Leute gesagt hätten, »Natü-ürlich, der Salten!« So aber habe ich, das weiß ich genau, aufklärend und nützlich gewirkt! Woran mir sonst nie etwas liegt, woran ich sonst nie denke, diesmal lag mir daran, die Leute zu überzeugen, auf die Fernerstehenden zu wirken, die Gegner so viel als möglich zu entwaffnen. Das hat meinem F. vielleicht bei Ihnen geschadet. Aber die allerbeste Absicht müßten Sie mir doch zubilligen. Aus taktischen Gründen stehen die Schlußworte da: »wir sind neugierig auf den neuen Sohn.« Ich habe mir damit vorsichtswiese eine Stufe gebaut, auf die ich steigen und den neuen Schnitzler von da aus demnächst zeigen wollte. Es sind diese Worte ein Riesenthor, das ich vor Ihnen aufmache; da kann einfach alles kommen, da erwartet man alles. Die Entwicklungsfähigkeit, die Wandlungsmöglichkeit, die heute noch nicht zu begrenzende Complexität, (lauter Dinge, die Ihnen oft und oft von nahestehenden Freunden geleugnet wurden) werden Ihnen hier als etwas Selbstverständliches zugesprochen, – und – Sie schreiben mir ich hätte Sie in ein Kastel gesperrt!

160 Ich frage mich, sehr betroffen, wie ich Ihnen gestehen will, ob denn die zwölf Jahre intimer Gemeinschaft nicht bei Ihnen standen, als Sie diese Zeilen lasen und ob sie so schwach waren, Ihnen dass sie Ihnen nicht helfen konnte, den Sinn dieser Worte zu entziffern, die wahre Meinung, den wahren Sinn, wenn schon die Worte allein nicht deutlich genug gewesen sind. Ich frage mich weiter, ob diese zwölf Jahre, in denen ich eine Theilnahme für Ihre Schriften gezeigt habe, die in ihrer Intensität, in ihrer Activität, in ihrer Beständigkeit wie in ihrem Verständnis gewiss keine alltägliche gewesen ist, ob diese Jahre so kraftlos sind, dass sie beschämt Ihre Vorwürfe hören mußten, ohne sie aus eigenem Vorrath widerlegen zu können.

170 Sie werden auch meine Depimirtheit darüber begreifen, dass ein Feuilleton, in welchem mit dem Absatz »Dass einer aber lachen kann« – bis zu »der Humor allein ist am Ziel, er ist die Nähe, ist der Gipfel, er ist das Endgiltige!« so ein Ton

absoluter und höchster Anerkennung angeschlagen wird, so vollständig umgedeutet werden kann.

Neben vielen anderen Dingen thut es mir am meisten leid, dass Sie, wie es scheint durch mein F. zu starkem Selbstzweifel veranlaßt wurden. Da muß ich Ihnen  
 175 aber doch sagen, dass Sie dazu nicht den mindesten Anlaß haben, dass ich nicht  
 bloss »Besseres von Ihnen zu erwarten scheine« sondern dass sich nahezu alle  
 meine Urtheile, die Ihre künstlerische Kraft betreffen, in den letzten Jahren nur  
 gefestigt haben! Und ich muß doch einmal noch Sie darauf aufmerksam machen,  
 180 dass in meinem Feuilleton überall, wo etwa von Ihren Grenzen die Rede ist ein  
 »hatte«, ein »war«, kurz ein Perfectum steht, und dass überall, wo von der Gegen-  
 wart gesprochen wird, das Wort Vorn, Reife, Entwicklung das Geringste ist, was  
 gesagt wird, und dass die Thatkraft als eine hoffnungsvolle bezeichnet wird. Das  
 ist die Linie, die ich einhalten wollte, und die ich, wie es scheint, doch nicht straff  
 genug gezogen habe.

185 Noch nie habe ich eine kritische Arbeit so gerne geschrieben, und noch nie ist mir  
 mein kritisches Amt, das ich ja nicht aus innerster Neigung auf mich genommen  
 habe, das ich aber doch immer mit Gewissenhaftigkeit und gutem Willen verseehe,  
 so verleidet und zum Überdruß gewesen, wie jetzt, seit ich Ihren Brief empfang.  
 Ich weiß nach dem Vorgefallenen nicht, ob ich Sie durch diesen langen Brief auch  
 190 nur in einem Punct überzeugt habe. Ich weiß ja jetzt auch garnichts mehr, und ich  
 überlege mir, ob es einen Wert für Sie haben kann, wenn ich jetzt noch Ihrer Vor-  
 lesung beiwohne. Nicht als ob mein Urtheil über Sie befangen oder schwankend  
 gemacht werden könnte, aber wie ich Ihnen nun meine Meinung formuliren soll,  
 und wie Sie sie aufnehmen, dessen bin ich jetzt nicht mehr sicher, und glaube,  
 195 wir wollen es diesmal lieber unterlassen.

Ihr

F. S.

© CUL, Schnitzler, B 89, A 2.

Brief, 2 Blätter, 5 Seiten, 14217 Zeichen

Handschrift: Bleistift, lateinische Kurrent

Schnitzler: mit Bleistift datiert: »Nov. 903«

Ordnung: mit Bleistift von unbekannter Hand nummeriert: »179«

31 *den*] in der Vorlage steht: »der«

45 *schrieb ... Beatrice*] Felix Salten: »*Der Schleier der Beatrice*«. (Zum erstenmale aufgeführt im Lobe-Theater zu Breslau). In: *Wiener Allgemeine Zeitung*. 6 Ubr-Blatt, Nr. 6.832, 16. 12. 1900, S. 10.

77 *Schnitzler ... Seite.*] wörtlich: »Er ist ein großer Virtuose, aber einer kleinen Note.« Hermann Bahr: *Das junge Oesterreich. II.* In: *Deutsche Zeitung*, Jg. 23, Nr. 7.813, 27. 9. 1893, Morgenausgabe, S. 1–3. Siehe Bahr/Schnitzler, T030009. Schnitzler hatte sich damals sehr wohl darüber geärgert, vgl. A.S.: *Tagebuch*, 27.9. 1893.

77 *Herzl*] Das dürfte ein Anspielung auf diese Stelle sein: »Daß es noch größere Fragen gebe, als ob die Mitzi mit dem Rudi vom Ferdl plötzlich verlassen worden sei, scheint er in seinen Werken nicht zu wissen.« H. [= Theodor Herzl]: *Feuilleton. Carl-Theater.* (»*Freiwild*«, Schauspiel von Arthur Schnitzler.). In: *Neue Freie Presse*, Nr. 12024, 13. 2. 1898, S. 1–2. Schnitzler ärgerte sich auch über dieses Feuilleton, siehe A.S.: *Tagebuch*, 13.2. 1898. Vgl. Paul Goldmann an Arthur Schnitzler, 7. 3. [1898].

77 *Goldmann*] Goldmanns Kritik an der Berliner Aufführung von *Der Schleier der Beatrice* endet die Kritik

damit, dass er das Stück als »verfehlt« bezeichnet und schreibt über Schnitzlers Zukunft als großer Dichter: »Und die Frage, ob es ihm gelingen wird, das hohe Ziel zu erreichen, nach dem er mit so schönem Bemühen strebt, hängt ab von der Frage, ob er die Kraft haben wird, aus der kleinen und abgesonderten Welt, in der sein Schaffen sich bisher hauptsächlich bewegt hat und in der die Stimmungen – die Stimmungen, die aus den kleinen Gefühlen hervorgehen – eine allzu wichtige Rolle spielen, den Weg zu finden ins große Leben hinein [...].« Paul Goldmann: *Berliner Theater*. (»Der Schleier der Beatrice« von Arthur Schnitzler.). In: *Neue Freie Presse*, Nr. 13.851, 19. 3. 1903, Morgenblatt, S. 1–5. Vgl. A. S.: *Tagebuch*, 19. 3. 1903.

<sup>133</sup> XXXX Lemmafehler ] vgl. A. S.: *Tagebuch*, 5. 4. 1903

191–192 Vorlesung ] vgl. A. S.: *Tagebuch*, 12. 11. 1903

### Erwähnte Entitäten

Personen: Hermann Bahr, Paul Goldmann, Markus Hajek, Theodor Herzl, Gustav Schwarzkopf, Isidor Singer  
 Werke: Anatol, Arthur Schnitzler und sein »Reigen«, Berliner Theater. (»Der Schleier der Beatrice« von Arthur Schnitzler.), Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen, Das junge Österreich. II, Der Schleier der Beatrice. Schauspiel in fünf Akten, Der grüne Kakadu. Grotteske in einem Akt, Deutsche Zeitung, Die Frau mit dem Dolche, Die Gefährtin. Schauspiel in einem Akt, Die letzten Masken, Feuilleton. Carl-Theater. (»Freiwild«, Schauspiel von Arthur Schnitzler.), Liebelei. Schauspiel in drei Akten, Literatur, Neue Freie Presse, Paracelsus. Versspiel in einem Akt, Reigen. Zehn Dialoge, Wiener Allgemeine Zeitung, »Der Schleier der Beatrice«. (Zum erstenmale aufgeführt im Lobe-Theater zu Breslau)

Orte: Berlin, Frankgasse, Wien

QUELLE: Felix Salten an Arthur Schnitzler, [9. 11. 1903]. Herausgegeben von Martin Anton Müller und Laura Untner. In: *Arthur Schnitzler: Briefwechsel mit Autorinnen und Autoren*. Digitale Edition, <https://schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at/L03353.html> (Stand 19. Januar 2024)